

Dimensionen des Friedens

I. Der Friede zwischen Gott und Mensch*

Heinrich Bacht SJ, Frankfurt am Main

Jede Epoche der Geschichte hat ein Wort, das ihre Sehnsucht, ihre Hoffnung und ihre Bereitschaft ausdrückt. Im Aufbruch der Neuzeit war es die „Humanität“, in der Zeit der Aufklärung die „Vernunft“, zu Beginn des 19. Jahrhunderts die „Freiheit“, später die „Wissenschaft“, dann der „Fortschritt“ ... Für die von zwei Weltkriegen heimgesuchte und unter der Angst vor dem drohenden dritten und wirklich totalen Krieg bangende Menschheit ist der „Friede“ das Wort, das alle Hoffnung und Sehnsucht auf sich zieht.

Aber es ist nicht diese quälende Angst allein oder zutiefst, welche die Menschen nach dem Frieden rufen und vom Frieden reden lässt. Die Nöte der Zeit haben das tiefer liegende Grundgestein der menschlichen Seele offengelegt. Denn der Mensch ist seinem Wesen nach auf den Frieden hin ausgerichtet. Ja, im Grunde ist im Ideal des „Friedens“ alles enthalten, was auch die anderen Leitworte besagen – freilich muß man dann unter „Frieden“ anderes und Tieferes verstehen, als es in der politischen Tagesliteratur unterstellt wird.

Damit berühren wir aber auch schon zugleich einen kritischen Punkt: Wer spricht denn heute am lautesten vom Frieden? Ist es für den gläubigen Menschen nicht etwas höchst Ärgerliches, daß die Botschaft vom Frieden von nicht-kirchlichen, ja antichristlichen Kreisen und Mächten mit Beschlag belegt erscheint – so sehr, daß die Christen oft nichts Besseres tun können als zu schweigen, weil sie fürchten müssen, mit einer Ideologie zu paktieren, die für sie unannehmbar ist. Dieses Schweigen wird dann umgekehrt von „den anderen“, die das Friedensprogramm zu ihrem Monopol gemacht haben, so gedeutet, als habe die Kirche kein ursprüngliches und wesentliches Verhältnis zum Frieden, als halte sie es mit den weltlichen Mächten, denen der Krieg und der Einsatz von brutaler Gewalt ein geeignetes und gegebenenfalls willkommenes Mittel zur Durchsetzung egoistischer Ziele sind.

Gewiß, inmitten der unaufhörlichen, mörderischen Fehden der Völker haben die Päpste unseres Jahrhunderts – es sei nur an Benedikt XV. und Pius XII. erinnert – es nicht an mahnenden Worten und tätigen Bemü-

* Es folgt ein weiterer Beitrag über die Dimensionen des Friedens unter den Menschen.

hungen um die Sicherung und Wiederherstellung des Friedens fehlen lassen. Aber es bedurfte erst des ganz neuen und „unkonventionellen“ Stiles eines Johannes XXIII., des „Papstes der Güte“, um die Stimme der Kirche in der Welt wieder hörbar zu machen. Seit seiner Enzyklika über den „Frieden auf Erden“, seinem geistlichen Testament an alle Menschen guten Willens, kann die Kirche, ohne von der einen wie der anderen Seite mißverstanden zu werden, die Botschaft des Friedens wieder wirksam ausrichten. Vielleicht war es auch die Weihe des herannahenden Todes, die dem Papstwort ein so ungewöhnliches Echo verschafft hat, wie Karl Färber schon kurz nach Erscheinen der Enzyklika meinte, als er schrieb: „Ist in der ganzen Welt nicht auch das Empfinden dafür wach, daß Johannes XXIII. diesen Friedensruf in dem wachen Bewußtsein hinausgesandt hat, daß er heute oder morgen ihn vor dem ewigen Richter zu verantworten haben wird?“

Wir nehmen somit nur voll dankbarer Ehrfurcht das Vermächtnis dieses wahrhaft großen, weil ganz seiner selbst vergessenden Papstes auf, wenn wir uns bemühen, die Dimensionen des Friedens zu bedenken. Freilich sei ein nüchtern mahnendes Wort an den Anfang gesetzt. Es gibt Worte und Themen, mit denen man tändeln und spielen kann, ohne daß sie sich wehren. Aber das Wort vom Frieden ist *nicht* von dieser Art. Es röhrt zu viele Hoffnungen und Sehnsüchte auf, als daß man es wie leichte Münze verausgaben dürfte. Wer vom Frieden redet, um seinen Nächsten oder den lebendigen Gott selbst zu narren, der muß spüren, daß er ein heiliges Mysterium verletzt. Wer nicht begreifen will, daß er nur dann vom Frieden reden darf, wenn er gesonnen ist, sich dessen unerbittlichem Anspruch zu stellen; wer nicht begreifen will, daß nicht denen, die über den Frieden disputieren und debattieren, sondern nur denen, die ihn „tun“, ihn in mühseliger und selbstloser Geduld verwirklichen, die Seligpreisung der Bergpredigt gilt; wer nicht begreifen will, daß der Friede ein unteilbares Gut ist, daß man also keinen wahren Frieden im politischen und sozialen Bereich erlangen oder erhalten kann, wenn man ihn nicht auch und zuerst im eigenen Herzen und Gewissen hat, und daß man keinen Frieden unter den Menschen herstellen oder bewahren kann, wenn man nicht auch und zuerst den Frieden mit Gott redlich sucht – der betrügt die Mitmenschen und sich selbst, mag er noch so wohlgesetzte Reden halten und noch so verlockende Programme entwickeln.

Entgegen aller ideologischen Verkürzung und Verflachung des Friedensgedankens, wie sie überall dort geschieht, wo man Frieden allein oder auch nur in erster Linie als Realität des politisch-sozialen Bereiches gelten läßt, haben wir uns zunächst wieder der Vielschichtigkeit des „Friedens“ zu vergewissern. Schon der Mensch der heidnischen Antike wußte, daß

Friede ursprünglich das rechte Verhältnis des Menschen zur Gottheit meint. Die „pax deūm“, der Friede mit den überirdischen Mächten, ist Voraussetzung und Fundament aller irdischen Friedensbemühungen. Als darum Kaiser Augustus im Jahre 9 vor Christus das Ende der kriegerischen Entzweiungen und den Anfang einer ungestörten Friedensherrschaft ansagen und heraufführen wollte, da errichtete er die „Ara pacis“ als die Stätte, an der das römische Volk in Opfer und Gebet den Frieden als himmlische Gabe erflehen sollte, zu dessen Aufrechterhaltung es sich durch die Aufrichtung des Altars feierlich verpflichtete.

Aber seit der Sinn und das Gespür für die religiösen Bezüge dem Menschen der Neuzeit entglitten ist, seit er sich nicht mehr als Verwalter einer von oben gesetzten Ordnung, sondern nur noch als Baumeister einer seiner freien Initiative überlassenen Welt versteht, ist ihm diese Erkenntnis verschüttet. Er vermag den Frieden nur noch als ihm gestellte Aufgabe zu begreifen, die er im Einsatz aller politischen, wirtschaftlichen und organisatorischen Mittel und Kräfte zu realisieren hat. Dieser Zeitgeist ist viel zu verbreitet und ansteckend, als daß der Christ sich ihm so leicht zu entziehen vermöchte. Es bedarf einer ausdrücklichen Reflexion und Distanz, um die Dinge wieder in ihren wahren Proportionen in den Blick zu bekommen.

In seiner Weihnachtsbotschaft vom Jahre 1951 hatte demgemäß Papst Pius XII. betont: „Der Kern des Friedensproblems gehört heute der spirituellen Ordnung an . . . Eine solche Überzeugung zu wecken, ist vor allen Dingen Pflicht der Kirche. Dies ist heute ihr erster Beitrag zum Frieden“. Es wird die Aufgabe unserer Besinnung sein, die Tragweite dieser Feststellung darzulegen.

Beginnen wir mit einer recht schulmäßig klingenden Frage: Was ist das eigentlich – Friede?

Wenn wir vom Wort ausgehen, kommen wir nicht weit. Gewiß ist es nicht uninteressant, sich von den Sprachkundigen sagen zu lassen, daß das deutsche Wort ursprünglich etwas mit Zaun und Begrenzung zu tun hat (unser Wort: Einfriedung erinnert noch daran), also auf jenen Zustand der Geborgenheit und Sicherheit hinweist, den der bedrohte Mensch hinter dem schützenden Zaun findet. Aber das ist nur eines von dem, was wir empfinden, wenn wir vom Frieden sprechen. Im alltäglichen Gebrauch meint das Wort „Friede“ Umfassenderes und Reicheres. – Auch der Wortgebrauch in den Sprachen der Antike, zumal im Griechischen führt nicht viel weiter. Denn die „Eirene“, der man in Griechenland Tempel und Altäre errichtete, meint eigentlich nur die Beruhigung der politisch-sozialen Verhältnisse, näherhin die Abwesenheit von Hader und Krieg

bzw. den aus solcher Befriedung erblühenden materiellen Wohlstand. Bei den Römern verweist die Wurzel des Wortes „pax“ (pangere) auf die vertraglich geschützte Ordnung und Sicherung des Gemeinwesens.

Erst wenn wir die biblischen Bücher aufschlagen, begegnen wir einer reicherer Orchestrierung des Friedenthemas, und es zeigt sich rasch, wie stark unser Denken und Reden – selbst dort, wo man keineswegs mehr an die religiöse Verbindlichkeit der Heiligen Schrift glaubt – von dorther geprägt ist.

Als Jesus am Osterabend, mit den Malen als Zeichen des am Kreuz erkämpften Sieges, unter die erschreckten Jünger trat, grüßte Er sie mit dem wiederholten Gruß: Der Friede sei mit Euch! Es war die Formel, mit der man damals wie heute im semitischen Bereich einander grüßt. Aber Welch eine Bedeutungsfülle ist mit diesem Gruß im Munde des Herrn zusammengefaßt! „Friede“ – das ist „Leben, Heil“, ein Zustand, in dem man ohne Angst, ohne Behinderung, ohne Bedrückung lebt, ein Zustand des Glückes. Auch „die zeitliche Wohlfahrt und die Gesundheit“ ist darin mit ausgesagt, ebenso „Freundschaft, Übereinstimmung, Bund“, endlich „Befreiung und Sieg“ (vgl. J. Comblin, Theologie des Friedens, 61). „Der hebräische Begriff des Friedens paßt daher vollkommen, um ein endgültiges Gut, einen absoluten Wert auszudrücken“ (62).

Von hierher verstehen wir nun allererst ein wesentliches Element des biblischen Redens vom Frieden, nämlich seinen theonomen Bezug: Friede gründet eigentlich und letztlich in Gott; er ist Inbegriff der von Gott verheißenen Güter. Gewiß kannten die Griechen und Römer den in eine Gottgestalt hineinprojizierten Frieden (wir sprachen oben davon). Aber es steht auch fest, daß diese Göttin Eirene wie ihre Schwestern Eunomia (Rechtsordnung) und Dike (Gerechtigkeit) niemals wirklich populär waren; es waren akademische Symbole, keine lebendig erfahrenen Wirklichkeiten. Demgegenüber ist der Friede im biblisch-jüdischen Sprachgebrauch ganz selbstverständlich religiöser Natur.

Friede aus Gott

Für die biblische Verkündigung ist aller *Friede aus Gott*: Er ist die Gabe des Herrn an die Gemeinde derer, die ihm anhangen (Ps 25, 11). Gott ist es, der denen, die auf Ihn vertrauen, „den Frieden schafft“ (Is 26, 12). Zu Ihm geht daher der adventliche Ruf: „Laßt rieseln von oben, ihr Himmel, Gerechtigkeit . . . Die Erde tue sich auf, damit Friede erblühe“ (Is 45, 8). Dieser von Gott als dem Herrn des Bundes erhoffte Friede wird daher als Inbegriff aller Heilsgüter in dem priesterlichen Segen genannt, mit dem Aaron die israelitische Gemeinde im Auftrag des Herrn zu segnen hat:

„Der Herr segne dich und behüte dich! Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig! Der Herr erhebe sein Angesicht zu dir hin und gewähre dir den Frieden!“ (Num 6, 24–26). Wenn Israel den Gottesbund hält, dann soll es den Frieden genießen; wenn es aber den Bund bricht, dann wird ihm Gott diesen Frieden entziehen.

Israels Geschichte ist die Geschichte eines stets neuen Versagens gegenüber der Bundesforderung Gottes. Je mehr das Volk unter der Not des Unfriedens zu leiden hat, um so sehnüchiger geht seine Hoffnung auf den verheißenen Messias, der als Friedensfürst den ewigen und unverletzlichen Bund heraufführen wird. Die von den Propheten gebrauchten Bilder zeigen das messianische Reich als ein Reich vollkommenen Friedens, aus dem aller Hader und alles Kriegsgeschrei verbannt ist. Der Messias aus Jesses Stamm wird „die Gottlosen mit dem Stab seines Mundes schlagen und mit dem Hauch seiner Lippen die Bösen.“ Selbst die natürliche Feindschaft zwischen Mensch und dem wilden Getier wird aufgehoben werden. Isaias hat uns in überkühnen Bildern dieses berauschende Zukunftsbild gezeichnet: „Dann wird der Wolf als Gast bei dem Lamme weilen und der Panther sich neben dem Böcklein lagern. Das Kalb, der junge Löwe und der Mastochse werden vereint weiden, und ein kleiner Knabe wird Treiber bei ihnen sein. Kuh und Bärin werden miteinander weiden, ihre Jungen sich zusammen lagern und der Löwe wird Stroh fressen wie das Kind. Der Säugling wird am Schlupfloch der Otter spielen und das eben entwöhnte Kind wird seine Hand nach dem Feuerauge des Basiliskus ausstrecken. Man wird nichts Böses mehr tun und nicht unrecht handeln auf meinem ganzen heiligen Berg“ (Is 11, 6 ff) – weil alles Land vom Gottesseggen erfüllt sein wird.

Diese Visionen sind kühn – mehr noch: sie sind mißverständlich. Sie fassen das, was geistig verstanden sein will, in die Vorstellungen rein irdischer Wohlfahrt. Es kostete Jesus viel Mühe, seine Jünger aus dem Bannkreis dieser erdhaften Messiaserwartungen herauszulösen und ihnen verständlich zu machen, daß der „Weg des Friedens“, auf den er die Seinen zu führen hatte, für den fleischlichen Sinn so ganz anders aussah. Aber auch für ihn bleibt der Friede die Mitte seiner Verkündigung. Wo immer seine Boten einkehren, da sollen sie den Menschen den Frieden ankündigen. Und wenn in dem Haus ein Sohn des Friedens wohnt, dann wird auf ihm dieser Friede auch wirklich ruhen; andernfalls wird er zu den Jüngern zurückkehren (Lk 10, 5). Aber nur deshalb können sie den Frieden vermitteln, weil Gott durch Jesu Sterben und Auferstehen den Frieden gestiftet hat. Das ist das große Leitmotiv, das die Predigt des heiligen Paulus durchzieht: Jesus bringt nicht nur den Frieden, er *ist* unser Friede! Er hat die trennende Scheidewand zwischen Gott und den Men-

schen weggeräumt und so die Feindschaft hinweggenommen. Er hat Juden und Heiden, die vordem getrennt waren, in *einem* Leib durch das Kreuz mit Gott versöhnt. „Und da er kam, verkündigte er Frieden den ‚Fernen‘ (d. i. den Heiden) und Frieden den ‚Nahen‘ (d. i. den Juden).“ Denn durch ihn haben wir alle in *einem* Geist freien Zugang zum Vater, da wir in Christus *einer* geworden sind (vgl. Eph 2, 14–19).

An diesem Frieden, der Christus selber ist, erlangen die Getauften Anteil durch den Heiligen Geist, den der am Kreuz sterbende Herr in Seine Kirche ausgehaucht hat (nach der Deutung der Kirchenväter zu Joh 19, 30: „er hauchte seinen Geist aus“). Der Heilige Geist sinnt „auf Leben und Frieden“, wie Paulus sagt (Röm 8, 6). Denn er ist ja der Geist des „Gottes des Friedens“ (Röm 15, 33). In seiner Kraft wird das „Evangelium des Friedens“ in der Welt verkündigt. Wo er sich wirksam erweist, da erfüllt sich der Segenswunsch des Völkerapostels: „Der Friede Christi jauchze auf in euren Herzen!“ (Kol 3, 15). Darum wird in den Eingangsworten der Paulusbriefe zusammen mit der Gnade und dem Erbarmen Gottes den Gläubigen der Friede im Segenswort des Apostels zugesprochen und mitgeteilt. Als Frucht des Geistes ist dieser Christusfriede ein Geheimnis, das alles Denken übersteigt und alle Sinne durchdringt. Er stiftet Eintracht und Einheit unter den Gliedern der Kirche und lässt diese Kirche selbst inmitten der irdischen Wirrnisse als leuchtendes Fanal des kommenden Himmelsfriedens aufleuchten.

Wo ein Mensch diesen Frieden aus Gott gefunden hat, da geschieht eine wunderbare Verwandlung. Der Verzagte wird aufgerichtet, der Trauernde wird getröstet, der Verzweifelnde mit neuer Hoffnung erfüllt. Vor allem zwei Segensgüter erscheinen im Neuen Testament mit dem gottgeschenkten Frieden verbunden: Es ist einmal die *Freude* im Heiligen Geist, die „Ausbruch der Hoffnung und der Lebenswiderhall der eschatologischen Situation des Christen ist“ (Schlier zu Gal 5, 22); sodann aber die freimütige Zuversicht, die *parrhesia*, also die Gewissheit der gnädigen Aufnahme vor dem himmlischen Vater und die Gewissheit der Huld des freien Zutrittes zu Ihm. Im Alten Bund konnten die Menschen nur mit Furcht und Zittern zu Gott hinzutreten. Denn noch war das Wort endgültiger Versöhnung nicht gesprochen, noch war das Rätsel nicht gelöst, wie Gerechtigkeit und Erbarmung Gottes in gleicher Weise in der Erlösung der Menschen triumphieren könnten. Nun aber – in Christus – ist dieses Wunder geschehen. In der Menschwerdung seines Sohnes hat Gott sich für immer dem Menschen zugesagt. Darum ist nun der Weg zum Thron der Gnade offen. Dort finden die durch Christus zum Frieden Erlösten Barmherzigkeit und Huld zu rechtzeitiger Hilfe, wie der Hebräerbrief sagt (Hebr 4, 16).

Friede mit Gott

Dies ist also das erste, was die biblische Botschaft über den Frieden zu sagen hat: Aller Friede gründet in Gott, stammt aus Gott, ist Gabe Gottes an uns. Wir blieben unvollständig, wollten wir nicht auch den anderen Aspekt beifügen, nämlich vom Frieden als dem Menschen gestellte Aufgabe.

Es gibt in unserer deutschen Sprache eine Redewendung, die in ihrer Tiefsinnigkeit bedacht sein will: wir reden davon, daß einer seinen *Frieden mit Gott* macht. Darin liegt ein Dreifaches umschlossen. *Einmal* dies: Der Friede mit Gott ist etwas zu Machendes. Er wird uns zwar von oben angeboten, aber doch so, daß er zugleich in unsere Verantwortung gelegt wird und von unserer freien Entscheidung abhängt. Das hebt das vorher Gesagte nicht auf, wonach der Friede Gottes große Heilsgabe ist. Vielmehr ist darin nur zum Ausdruck gebracht, daß Gott in all seinen Bemühungen um uns unsere Freiheit respektiert. Er bietet uns seine Gaben an – aber Er zwingt sie uns nicht auf. Er behandelt uns nach dem Gesetz, nach dem Er uns auch geschaffen hat.

Wir müssen uns um den Frieden mit Gott mühen, wie schon der Psalmist mahnt: „Halte dich fern vom Bösen und tu das Gute, suche den Frieden und jage ihm nach!“ (Ps 33, 15). Von jeher steht der Mensch in Gefahr, sich einen falschen Frieden zu erträumen oder gar zusammenzulügen. Bei Jeremias steht an zwei Stellen die Warnung vor den Lügenpropheten, die „Friede! Friede! rufen, wo doch kein Friede ist“ (Jer 6, 14; 8, 11). Es ist die gleiche Warnung, die Jesus in den eindringlichen Worten ausspricht: „Nicht jeder, der Herr! Herr! sagt, geht ein in das Himmelreich, sondern wer den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist“ (Mt 7, 21).

Das *zweite* Moment an der Redewendung: Seinen Frieden mit Gott machen, ist die Erkenntnis, daß der Friede mit Gott nichts Statisches, ein für allemal Gegebenes ist, sondern etwas Bewegtes und Dynamisches. Der Friede muß immer wieder neu gesucht und erbeten werden. Immer noch bleibt in unserem Herzen ein ununterworfenes und unbefriedeter Rest zurück. Immer wieder spüren wir in uns die gegen Gott und Gottes Ordnung rebellierenden Kräfte. Immer wieder neu bedürfen wir der Versöhnung. Mit Gott seinen Frieden machen, ist ja nichts anderes, als sich auf Gottes Seite stellen, sich in seine Gefolgschaft geben, seinen Willen tun. Wann wären wir aber in der Zeit unserer Pilgerschaft je so weit, daß kein Rest von Eigensinn und Eigensucht uns mehr von Gott trennte? Wir können zwar mit Charles de Foucauld beten (in einem der schönsten Gebete aus neuerer Zeit): „Gib, o Gott, daß kein Unterschied sei zwischen

meiner Existenz und der vollkommenen Erfüllung Deines heiligen Willens!“ – aber wann wären wir je am Ziel dieser Hoffnung angelangt? Wenn schon Paulus von sich selber sagt, daß es für ihn kein selbstsicheres Zurückschauen gibt, sondern nur ein Sich-nach-vorwärts-Strecken, was sollen wir dann sagen? Solange noch irgendein Bezirk in unserem Leben und Wesen nicht Gott unterworfen ist, solange uns die Erfüllung Seines heilig-großen Willens nicht lebensnotwendig geworden ist wie Speise und Trank, so lange kann der Friede Gottes sich nicht vollkommen in uns ausbreiten.

Im bürgerlichen Alltag und im sozial-politischen Bereich mag man sich mit Teilregelungen und Kompromissen abfinden; da kann man unter Umständen sogar den Status einer mißtrauischen und prekären, d. h. auf Abruf stehenden Koexistenz als Friedenszustand erklären. Mit Gott gibt es nur einen totalen und unteilbaren Frieden. Denn Er, unser Herr, ist ein eifernder Gott, der den Menschen ganz und ungeteilt zu eigen besitzen will. Und nur dort, wo ein Mensch sich ihm zu solch ungeteiltem Dienst darbietet, schenkt Er Seinen Frieden.

Endlich ist noch ein *drittes* Moment hervorzuheben: Es heißt „*seinen*“ Frieden mit Gott machen. Das will besagen, daß jeder auf seine Weise und auf seinen Wegen zu diesem Frieden mit Gott kommen muß. Es gibt keinen Einheitsfrieden nach Schema und Routine. Gewiß – es gibt das alle in gleicher Weise verpflichtende Sittengesetz. Aber darüber hinaus gibt es die besonderen Führungen und Fügungen Gottes, um die nur derjenige weiß, der sie erfährt. Es gibt die Anregungen des Heiligen Geistes, die in der Tiefe des eigenen Herzens, fern vom Blick der anderen erfahren werden. Solange ein Mensch sich ihnen nicht gehorsam zeigt, wird er nicht zum vollen Frieden gelangen. Wo er aber in geistlicher Wachheit ganz Auge und Ohr für das Walten des Geistes ist, der weht, wo Er will, da beginnt er die Köstlichkeit des Gottesfriedens zu erfahren.

Friede in Gott

Wir haben vom Frieden aus Gott und mit Gott gesprochen. Es fehlt noch das letzte Moment: der *Friede in Gott*. Damit ist jene Beseligung und Vollendung gemeint, die erst am Ende dieser Weltzeit geschenkt wird. So sehr der Friede ein Gut ist, das schon hienieden denen zugesagt ist, die in Glaube, Liebe und Vertrauen Gott anhangen, so ist er doch nie ohne Bedrohung und Gefahr. Noch sind wir unterwegs. Wir wandern auf dem „Weg des Friedens“, aber wir sind noch nicht im Land des Friedens angelangt. Gewiß hat die Christenheit immer wieder die Versuchung gespürt, sich in Zeiten äußerer Prosperität und Ungestörtheit zu sehr hie-

nieden anzusiedeln und die jenseitige Hoffnung zu verraten. Aber der Herr sorgt selbst dafür, daß diese Illusion immer wieder entlarvt wird. Deshalb sendet er Zeiten der Prüfung und Verfolgung über die Kirche, daß wir wieder innewerden, wie wenig wir hienieden eine bleibende Stätte haben und wie sehr wir noch Fremdlinge und friedlose Beisassen sind. Dann beginnt die Kirche sich wieder an die tröstende Kraft des Apostelwortes zu erinnern, wonach die Leiden dieser Zeit nichts bedeuten gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll (Röm 8, 18). Dann ruft sie mit der frühen Christenheit: „Es vergehe diese Welt, es komme die Gnade! Komm, Herr Jesu!“ (Didache).

In seinem weitbekannten „Buch von San Michele“ schildert der Verfasser, der schwedische Arzt Axel Munthe, eine Szene, mit der wir unsere Besinnung schließen möchten: Eines Tages legte er einem armen Droschenkutscher auf Capri die versucherische Frage vor, was denn wohl nach seiner Meinung das Schönste und Erstrebenswerteste in diesem Leben sei. Wir ahnen, welche Antwort der Fragende erwartete. Aber sie kam nicht. Statt dessen kam das herrliche Wort, das selbst den Atheisten Munthe zutiefst erschütterte: „Das Schönste . . . ist ‚morire in pace con Dio‘ – im Frieden mit Gott sterben dürfen!“

Selbstverleugnung als Weg zur Selbstverwirklichung

August Brunner SJ, München

Über jedem christlichen Leben steht das Wort des Herrn: „Wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, wird es finden“ (Mt 16, 25 par.; Mt 10, 39). Das Wort klingt sonderbar, fast wie ein Widerspruch. Soll damit eine Wahrheit recht eindringlich gesagt werden, die der Mensch lieber überhört? Gewiß, auch das! Aber nicht nur das. Vielmehr spricht das Wort die Erfahrung aus, die der Mensch macht, wenn er Christus im Sinn des Evangeliums ernstlich nachfolgt: er hat in zunehmendem Maß das Gefühl, sich selbst aufgeben zu müssen und sich so zu verlieren. Er muß nein zu dem sagen, was er für sein eigentliches Selbst ansieht, sich selbst verleugnen (Mt 16, 24). Aber gerade dieser Weg des scheinbaren Selbstverlustes, des Verzichtes auf greifbares Glück, nach dem sein naturhaftes Verlangen geht, ja auf das ihm vorschwebende Heil, ist, so lehrt der Herr, der Weg, der einzige Weg